

Ludger M. Hermanns /
Ulrich Schultz-Venrath (Hg.)

Gruppenanalyse in Selbstdarstellungen

Teil 2





Ludger M. Hermanns / Ulrich Schultz-Venrath (Hg.)

Gruppenanalyse in Selbstdarstellungen

Teil 2

VANDENHOECK & RUPRECHT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2025 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, ein Imprint
der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink,
Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@v-r.de

ISBN 978-3-647-40835-4

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Thomas Auchter	
Mein Weg in und durch die Gruppenanalyse	9
Marita Barthel-Rösing	
Frei und in Verbindung sein durch Gruppenanalyse	33
Werner Beck	
Mein Weg zur Gruppenanalyse – Erfahrungen in und mit Gruppen	61
Georg Richard Gfäller	
Mein Weg zur Gruppenanalyse und die Folgen	85
Pieter Hutz	
Macht's mal einen Kreis, sonst geht das nicht, was wir hier vorhaben	105
Heribert Knott	
Wie das Leben einen Gruppenanalytiker aus ihm gemacht hat	133
Ingrid Krafft-Ebing	
Die Kraft der Gruppe – Begegnung in und mit Gruppen	161
Jutta Menschik-Bendele	
Wie ich wurde, die ich bin	183
Harm Stehr	
In Gruppen leben, gruppenanalytisch verstehen	209

Martin Weimer

»Ohne Angst verschieden sein« – Randnotizen zu einigen theologischen
Aspekten der Gruppenanalyse 235

Ursula Wienberg

Meine Wege zur Gruppenanalyse und Kindergruppenanalyse 257

Gerhard Wilke

Wie ich zu einem Gruppenanalytiker wurde 285

Personenregister 311

Vorwort der Herausgeber

Im ersten Teil unserer »Gruppenanalyse in Selbstdarstellungen« hatten wir versprochen, dass wir aufgrund des großen Interesses der Teilnehmenden noch einen zweiten Teil folgen lassen wollten. Wir sind froh, dass wir den Folgeband jetzt schon vorlegen können.

Wiederum ist es uns gelungen, eine repräsentative Auswahl von bekannten Autorinnen und Autoren aus dem deutschsprachigen Raum für das heikle Unternehmen einer berufsbezogenen Selbstdarstellung zu gewinnen. Nach einer leicht abgewandelten Formulierung des Psychoanalytikers Hermann Beland stellt sich das berufliche, hier gruppenanalytische, Können immer auch als erfolgreiche Transformation eines Lebensschicksals dar. Insofern lassen sich beim Lesen in diesen Selbstdarstellungen viele einzelne biografische Stränge auffinden, wie sie in das jeweilige Lebenswerk eingemündet sind oder sein mögen.

Der erste Teilband wurde am 12. Januar 2024 im Berliner Institut für Gruppenanalyse (BIG) im Rahmen des Neujahrsempfangs und auf der Jahrestagung der D3G am 3. Mai 2024 in Frankfurt am Main vorgestellt und mit großer Aufmerksamkeit bedacht. Eine erste Besprechung hob hervor, dass das Buch »ein lebendiges Bild von der Entstehung und Entwicklung der modernen Gruppenanalyse im deutschsprachigen Raum« zeichne.¹

Wie schon im ersten Teilband fasziniert auch in diesem zweiten Teil die Vielfalt der Zugänge zur Gruppenanalyse. Stand dort aufgrund der Geburtsjahrgänge die frühe Prägung durch traumatische Kriegserinnerungen im Vordergrund, fällt in diesem Band die Beeinflussung durch und das Involviertsein in die politische Bewegung der 68er umso mehr ins Auge, die natürlich sehr unterschiedlich ausfielen. Wir danken allen Beitragenden für ihre offenen und sehr persönlichen Schilderungen.

Leider ist es uns auch dieses Mal nicht gelungen, alle Eingeladenen zur Mitarbeit zu gewinnen, Krankheiten und andere Rücksichtnahmen verhinderten

1 Mario Fischer in: *Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse*, 37 (73), 217.

das bei mehreren geschätzten Kollegen. Auch möchten wir uns dafür entschuldigen, wenn wir manche Kolleginnen und Kollegen nicht berücksichtigt haben, die sehr wohl in diesen Rahmen gepasst hätten.

Unsere beiden Bände sollen zusätzlich zu dem von Gfäller und Leutz vor zwanzig Jahren herausgegebenen Quellenwerk² Bausteine für eine zukünftig mit größerem Abstand zu schreibende Geschichte der Gruppenanalyse im deutschsprachigen Raum bereitstellen.

Auch dieser zweite Teil wurde wieder vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Gruppenanalyse und Gruppenpsychotherapie (D3G) gefördert, insbesondere durch die Gewährung des erforderlichen Druckkostenzuschusses, wofür wir uns herzlich bedanken möchten. Magdalena Frank (Berlin) hat uns Herausgeber dankenswerterweise redaktionell unterstützt und Caspar Gorvin (Berlin) uns einen wichtigen Hinweis gegeben.

Dem Verlag sei für die Aufnahme und redaktionelle Betreuung auch dieses Bandes gedankt, insbesondere Ulrike Rastin.

Ludger M. Hermanns und Ulrich Schultz-Venrath
Berlin und Köln im Februar 2025

2 Gfäller, G., Leutz, G. (Hrsg.) (2006). Gruppenanalyse, Gruppendynamik, Psychodrama. Quellen und Traditionen – Zeitzeugen berichten. Der Umgang mit Gruppenphänomenen in den deutschsprachigen Ländern (2., erw. Aufl.). Heidelberg: Mattes.

Thomas Auchter¹

Mein Weg in und durch die Gruppenanalyse



Gruppen in der Kinderzeit

Mein Weg in die Gruppenanalyse begann mit meiner Geburt am 2. Juni 1948 im kriegsversehrten, bombengeschwärzten Westberlin mit unzähligen Trümmergrundstücken, zeitgleich mit der »Blockade« Berlins durch die Russen. Spätestens aber im September 1949, da wurde mein nächstjüngerer Bruder geboren. Denn wie der britische Schriftsteller John Donne schon im 17. Jahrhundert in einem Gedicht feststellte: »No man is an island.«² Kein Mensch ist eine Insel, lebt und wirkt unabhängig von seinen Mitmenschen und seiner umgebenden Gesellschaft und Kultur. Wir sind unvermeidlich immer *bezogen* auf kleinere und größere Gruppen. »Unser privates und professionelles Sein und Handeln ist immer auch schon politisch, ob wir das nun wollen oder nicht« (Auchter, 2012, S. 9). Das war mir aber damals natürlich noch nicht bewusst.

Als ich fünf Jahre alt war, kam ein weiterer Bruder zur Welt, und mit sieben meine kleine Schwester. Sie hatte immerhin ein anderes Geschlecht und war insofern weniger Konkurrenz für mich als meine Brüder. An ihr konnte ich den Mechanismus der »Reaktionsbildung« ausbilden: Statt sie »umzubringen«, entwickelte ich ihr gegenüber eine besondere Fürsorglichkeit. Bis zum heutigen Tage ist das Verhältnis zu ihr am besten. Die »Geschwistergruppe« bzw. »Familiengruppe« war also die erste »Gruppenerfahrung« meines Lebens.

Zur Kompensation meiner dreifach wiederholten »Entthronisierung« als Erstgeborener stellte ich an meine Eltern wohl unbewusst die Forderung, wenigstens den »Erziehungsauftrag« an meinen Geschwistern erfüllen zu können. Dagegen aber erhoben meine Eltern, insbesondere mein Vater, der selbst Psychoanalytiker war, massiven Einspruch und beanspruchten, das Erziehungsprivileg für meine Geschwister selbst wahrzunehmen. Das war möglicherweise ein zweites unbewusstes Motiv für mich, später Gruppenanalytiker zu werden,

1 Thomas Auchter verstarb kurz nach der Fertigstellung seines Beitrags am 20. Januar 2024.

2 <https://allpoetry.com/No-man-is-an-island>.

da ich dort die sichere Erwartung hatte, qua institutione auf jeden Fall der »Leiter« einer Gruppe zu sein.

Der meistgehörte und meistgehasste Spruch meiner Kindheit war: »Pssst, leise, Vati hat Patienten.« Man kann sich vielleicht vorstellen, welche Affekte das in uns Kindern mobilisierte.

Im ersten Stock unseres Hauses in Berlin befand sich eine Veranda mit einer hohen und undurchsichtigen Holzbrüstung. Der Weg zur Haustür führte auch alle Patient*innen meines Vaters unterhalb dieser Veranda vorbei. Der Hass meines Bruders und meiner auf diese »blöden Patient*innen«, auf die wir ständig Rücksicht nehmen mussten und die uns unseren Vater wegnahmen, entlud sich dann u. a. darin, dass wir schöne dicke »Wasserbomben« produzierten und bei passender Gelegenheit über die Brüstung warfen. Welchen Einfluss das auf die analytischen Sitzungen und die Übertragungsbeziehung der betroffenen Patient*innen zu unserem Vater hatte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Die Beziehung zwischen ihm und uns war allerdings vorübergehend etwas beeinträchtigt.

Da ich nicht in den Kindergarten ging, war die Einschulung in die »Volksschule« (heute: Grundschule) meine erste Begegnung mit einer größeren Gruppe. Als Kind war ich relativ schüchtern und sozial zurückhaltend. Das hing vermutlich auch damit zusammen, dass ich noch keine sechs Jahre alt war, als ich im April 1954 eingeschult wurde. Das Schuljahr begann seinerzeit nach den Osterferien. So war ich in meiner Klasse einer der Jüngsten und Kleinsten. Dieses Defizit versuchte ich dadurch auszugleichen, dass ich mir bis in meine Zeit im Internat in St. Blasien 1961/1962 immer wieder größere und stärkere Jungen als Freunde aussuchte, damit ich mich beschützter und sicherer fühlen konnte. Ich suchte wohl unbewusst nach einem »großen Bruder«, den ich als Ältester meiner Geschwisterreihe nie hatte.

In der Volksschule machte ich auch meine ersten Diskriminierungserfahrungen in einer Gruppe. Einer unserer Lehrer war überzeugter »Atheist«. Als Katholiken waren wir in der »Diaspora« in Berlin unter überwiegend Protestanten sowieso eine Minderheit. Dieser Lehrer ließ an mir vielfach seine Antipathie gegen konfessionell orientierte Menschen aus. Die Erfahrungen mit ihm waren derart gravierend für mich, dass ich heute noch seinen Namen weiß: Herr Grothe!

Mein Vater nahm mich als Kind mit auf die großen Mai-Kundgebungen auf dem Reichstagsfeld, die immer auch eine Demonstration für den »Freiheitswillen« der Berliner waren. Solche »Großgruppen«- oder Massenveranstaltungen auf dem Platz der Republik vor dem zerbombten Reichstagsgebäude habe ich noch heute lebendig vor Augen.

Neben den »natürlichen« und unvermeidlichen Gruppenerfahrungen mit Freunden und in der Schule wurde ich dann beim Übergang auf das Gymnasium 1959 Mitglied einer katholischen Jugendgruppe (Bund Neudeutschland, ND, gegründet in der Zeit der Jugendbewegung 1919) und blieb das bis in die ersten Semester meines Studiums hinein. Mein Vater (Jahrgang 1920) war ebenfalls Mitglied dieser Schülerorganisation und erfuhr in der Zeit des Nationalsozialismus Übergriffe von Angehörigen der »Hitlerjugend«, gegen die ihn sein Vater handfest verteidigte, bis der Bund Neudeutschland 1939 von den Nazis verboten wurde. Pater Alfred Delp SJ und Willi Graf, Mitglied der »Weißen Rose«, die ebenfalls dem ND angehörten, wurden als Widerstandskämpfer von den Nationalsozialisten ermordet. Im Rahmen der Sozialisation in dieser Jugendorganisation wurde ich schon früh auch mit der deutschen Geschichte im Dritten Reich und dem Zweiten Weltkrieg bekannt.

Mein Vater war in Berlin Schüler auf dem Canisius-Kolleg, einem Gymnasium der Jesuiten, damals noch am Lietzensee, später, zu meiner Gymnasialzeit, am Tiergarten. Einen jesuitischen Gedanken aus seiner Schulzeit »vererbte« er mir: »Du bist ausschließlich deinem Gewissen verantwortlich, sonst niemandem!« Dieser Spruch war Segen und Fluch zugleich. Einerseits versprach er »Freiheit« des Gewissens, andererseits verstärkte er mein sowieso bestehendes »Über-Ich« in maßloser Weise. Erst in meiner Lehranalyse konnte ich mein strenges Über-Ich mindern.

Mein Vater wurde 1939 nach einem »Notabitur« mit 19 Jahren direkt zur Wehrmacht eingezogen und in den Krieg gehetzt, zunächst in Frankreich. Sein Einsatz begann sogleich mit einer Traumatisierung: Bei einer Flussüberquerung überlebten von den zwölf Pionieren des Bootes nur mein Vater und ein anderer Soldat. Dann musste er nach Russland. Dort wurde ihm der rechte Arm zerschossen. Anfang Februar 1943 entkam er mit einem der letzten Flugzeuge aus der Hölle von Stalingrad. Sein versehrter Arm war für ihn und uns eine immerwährende Erinnerung an diese Schreckenszeit. Sowohl mein Vater als auch meine Mutter, die 1945 bei der Eroberung Berlins durch Russen vergewaltigt wurde, sind kriegstraumatisiert. Dieser Schatten lag immer über unserer Familie. War vielleicht die Entscheidung meines Vaters, nach seinen Kriegsverletzungen Arzt und Psychoanalytiker zu werden, auch ein unbewusster Versuch, seine eigenen Traumatisierungen zu bewältigen?

Spätere mich beeindruckende »Großgruppenerlebnisse« waren z. B. die Verleihung des Alternativen Nobelpreises 1974 an den brasilianischen Erzbischof Dom Hélder Câmara im Audimax der Universität Freiburg. In der Hochphase der 68er mit der Infragestellung aller Autoritäten hatten sich im Audimax rund 2.000 Studierende versammelt. Als Dom Hélder Câmara den Raum betrat,

erhoben sich sämtliche Anwesende und applaudierten dieser *glaubwürdigen* »Autorität« sehr, sehr lange. Unvergesslich ist für mich auch die Teilnahme an der großen Friedensdemonstration im Bonner Hofgarten 1983 mit rund 500.000 Menschen.

Im Anschluss daran trat ich 1988 der Initiative Aachener Friedenspreis bei und beteiligte mich aktiv. Im Laufe der Jahre wurde der Aachener Friedenspreis immer stärker durch einseitige »linkslastige« und autoritäre Personen und Gruppen dominiert. Schließlich fand ich mit meiner differenzierten und liberalen Grundhaltung keine hinreichende Verbindung mehr mit dieser Gruppierung, sodass ich sie nach über zwanzig Jahren mit Bedauern verließ. Seit 2006 bin ich aktives Mitglied der Bürgerstiftung Lebensraum Aachen.

Jugendgruppen

Im Sommer 1961 fuhren wir vom Canisius-Kolleg aus auf eine Klassenfahrt auf die Nordseeinsel Wangerooge. Dort hatte ich eine Art pubertären »Durchbruch«. Ich avancierte zum zweitbesten Handballspieler unserer Feriengruppe, was meinem Selbstbewusstsein einen starken Schub vermittelte. Der »kleine und schüchterne« Junge wurde plötzlich zum »Star«.

Leider wurde diese positive Entwicklung nur kurze Zeit später im August 1961 jäh abgebrochen, als unsere Familie bei Ulbrichts Mauerbau in der Nacht vom 13. auf den 14. August spontan durch die »Zone« von Westberlin ins Siegerland zu den Eltern meiner Mutter flüchtete. Mein nächstjüngerer Bruder und ich wurden daraufhin für ein Jahr im Internat Kolleg St. Blasien untergebracht. Während mein Bruder in dieser Zeit aufblühte, da er nicht mehr direkt »unter der Fuchtel« seines großen Bruders stand, war der Verlust der Berliner Heimat, der Klassenkameraden, der Freunde und Familiengruppe für mich viel schwerer, und ich vermisste sie sehr.

Die nächtliche Unterbringung in einem Schlafsaal der »Abteilung« mit etwa vierzig anderen Jungen war auch ein besonderes »Großgruppenerlebnis«. Sicher hatte ich damals eine längere »depressive Episode«, die einen Trauerprozess erforderte.

Eine Hilfe bei der »Trauerarbeit« war für mich lange das Malen, bis es Mitte der 1970er Jahre durch das Schreiben, »Wortmalerei«, abgelöst wurde. So ist es vermutlich kein Zufall, dass meine erste psychoanalytische Publikation den Titel trug: »Die Suche nach dem Vorgestern«. Trauer und Kreativität« (Auchter, 1978). Sie war eine Kondensierung meiner geplanten Promotionsschrift, »Zur Psychoanalyse der Kreativität«, die aufgrund meiner klinischen Inanspruch-

nahme nie zustande kam, dafür aber 41 Jahre später die Monografie: »Trauer« (Auchter, 2019a).

Nach der endgültigen Übersiedlung unserer Familie von Berlin nach Freiburg im Sommer 1962 wurde ich dann auch dort Angehöriger der überregionalen katholischen Schülerorganisation Bund Neudeutschland. In dieser Jugendgruppe begann die »Professionalisierung« meiner Gruppenerfahrung. Nach mehreren sogenannten »Gruppenführerschulungen« wurde ich zunächst »Fähnleinführer«, wie das damals hieß, und schließlich »Stadtgruppenführer« in Freiburg. Als Fähnleinführer leitete ich eine Gruppe der Jüngeren bei wöchentlichen Gruppenstunden und z. B. auf den jährlichen überregionalen Pfingstlagern.

Ich bin überzeugt, dass neben vielem anderen die Erfahrungen in dieser Jugendgruppe tiefe Spuren in mir hinterlassen haben, die meine spätere berufliche Tätigkeit als Gruppenanalytiker beeinflussten. Darüber hinaus führten diese Erlebnisse auch in der Adoleszenz zu einer Überwindung meiner früheren Schüchternheit und zu größerem Selbstbewusstsein. Auf diese Weise wuchs ich immer mehr in »Führungsaufgaben« hinein.

Während meiner Zeit auf dem Freiburger Berthold-Gymnasium 1961 bis 1967 erfuhr ich eine sehr gute Klassengemeinschaft. Was sich auch darin zeigt, dass wir uns bis heute ungefähr alle zwei Jahre zu einem Klassentreffen in Freiburg versammeln.

In der Oberstufe stellte sich dann die Frage der Berufswahl. Seinerzeit war für mich völlig klar: Ich wollte auf gar keinen Fall etwas mit »Psycho« zu tun haben. Denn da – wie erwähnt – mein Vater Psychoanalytiker war, war ich ja gewissermaßen »neben der Couch« aufgewachsen. Ich wollte also seinerzeit – altersentsprechend – *auf keinen Fall* und *niemals* (!) so etwas werden wie mein Vater. Zur Alternative stand ein Architekturstudium, da ich ganz passabel malen und zeichnen konnte. Wie ich aber dann feststellen musste, benötigte man dazu auch gute Mathematikkenntnisse. Und ich war froh, in meinem »Neckermann-Abitur« – so damals unser Englischlehrer 1967 nach zwei Kurzschuljahren – in Mathe gerade noch ein »Ausreichend« erreicht zu haben. Das einzige »Sehr gut« in meinem Reifezeugnis hatte ich paradoxerweise in Musik, obwohl ich weder Noten richtig lesen noch ein Musikinstrument spielen konnte – der »Musiker« unserer Familie war mein nächstjüngerer Bruder. Ich verdankte diese »Eins« im Fach Musik wohl fast ausschließlich meiner jahrelangen Mitgliedschaft im Schulchor – auch einer Gruppe! Aber auch dieses einzige »Sehr gut« konnte meinen Abiturdurchschnitt (2,3) nicht so weit anheben, dass ich den damaligen Numerus clausus für das Medizinstudium erreichte. Also nahm ich doch ein Studium auf, das zum Beruf des Psychoanalytikers führen könnte, nämlich Psychologie, wenn auch mit einer gewissen Ambivalenz.

Nach zwei Semestern »psychosomatisierte« ich dann für mehrere Wochen mit einem psychogenen Schwindel und beendete das ausgefallene dritte Semester schließlich als Taxifahrer. Das Aufnahmeseminar an der Kunsthochschule in Stuttgart, das eine Alternative hätte sein können, sagte ich dann zwei Tage vor der Prüfung ab. Von da an (1969) war mein Weg zum Psychoanalytiker und Gruppenanalytiker nicht mehr aufzuhalten.

Gruppen im jungen Erwachsenenalter

Im Wintersemester 1967 begann ich mit dem Psychologiestudium und kann mich also einen waschechten »68er« nennen. Ich war zwar ziemlich kritisch und wurde vom damaligen Lehrstuhlinhaber des Freiburger Psychologischen Instituts, Professor Robert Heiss, einmal, als ich eine halbwegs kritische Frage aufwarf, als »roter Auchter« titulierte. Aber im Vergleich zu vielen Kommiliton*innen vom SDS, der KPD/ML und anderen »linken« Gruppen – die übrigens teilweise auch später Psychoanalytiker*innen geworden sind –, war ich nie so »links«, dass ich später ein solches »Rollback nach rechts« machen musste, wie so mancher damalige »linke« Mitstudent! So feierte bei vielen seinerzeit tiefroten »Linken«, nachdem sie am Ende ihres »langen Marsches durch die Institution« endlich auf ihren Lehrstuhl oder Ministersessel gerutscht waren oder einen anderen Schalthebel der Macht in die Hand bekommen hatten, das einst so bekämpfte *autoritäre* Verhalten fröhliche Urständ.

Neben den *natürlichen* Gruppen nahm ich vom ersten Semester an im Rahmen des Psychologiestudiums über fünf oder sechs Semester an einer freiwilligen Selbsterfahrungsgruppe teil, die von dem Schweizer Psychoanalytiker Prof. Adolf Friedemann aus Biel für die Psychologiestudierenden angeboten wurde. Erst viele Jahre später wurde mir bewusst, wem ich da begegnet war, denn Adolf Friedemann, der sich in hohem Maße auf das Psychodrama von Jacob Levy Moreno bezog, galt als einer der Begründer der Gruppenpsychotherapie in der Schweiz. Als 1973 meine Diplomarbeit »Zur Kritik der antiautoritären Erziehung« im Freiburger Lambertus-Verlag publiziert wurde, schrieb Adolf Friedemann in der »Schweizerischen Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen« eine sehr freundliche und anerkennende Rezension.

Bald erhielt ich eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft (»Hiwi«) am Psychologischen Institut. Meine Tutorentätigkeit für jüngere Semester fand in der Regel auch in Gruppen statt.

Inzwischen absolvierte ich das Psychologiestudium mit dem klaren Vorsatz, Psychoanalytiker und Gruppenanalytiker zu werden, weshalb mich besonders

Lehrveranstaltungen über Gruppentheorie und Gruppendynamik interessierten. Das wurde ergänzt durch entsprechende Lektüre auf einem seinerzeit boomenden Markt auch im Bereich von Gruppenpsychotherapie. Da uns das diesbezügliche Angebot des Psychologischen Instituts aber nicht hinreichend erschien, gründeten wir – eine Gruppe von vor allem an der Psychoanalyse interessierten Kommiliton*innen – im Wintersemester 1971/72 eine studentische Arbeitsgruppe zum Thema »Psychologie der Gruppe«. Unser damaliges Programmkonzept – Theorien der Gruppe, Gruppendynamik, nichtanalytische und analytische Gruppentherapie, Familientherapie – hat in den fünfzig Jahren, die seitdem vergangen sind, nichts an Aktualität und Relevanz verloren. An unserer selbstorganisierten und freiwilligen Arbeitsgruppe nahmen seinerzeit über zwei Semester ungefähr zwanzig Studierende aktiv teil.

Eines der Pflichtpraktika meines Studiums absolvierte ich 1971 in der Psychosomatischen Klinik in Gengenbach. Neben beobachtender Teilnahme an Erstgesprächen und supervidierten Einzelgesprächen mit ausgewählten Patient*innen sammelte ich in dieser Zeit auch erste praktische Erfahrungen in der Gruppenpsychotherapie. Als »teilnehmender Beobachter« in einer dortigen stationären Gruppenpsychotherapie und anschließenden Besprechungen mit der Gruppentherapeutin wurde ich so in die konkrete Praxis der Gruppentherapie eingeführt. Auch durch die Teilnahme an anderen stationären Gruppenaktivitäten in Gengenbach wie Konzentrativer Bewegungstherapie, Gestaltungstherapie oder »Katathymen Bilderleben« wurde ich damals bereichert.

Gegen Ende meines Studiums wandte sich 1972 eine in Freiburg politisch aktive »linke« Gruppe an meinen Vater mit der Bitte um die Möglichkeit zu einer regelmäßigen »analytischen Gruppenselbsterfahrung«. Mein Vater stimmte unter der Bedingung zu, dass ich für jede Sitzung dieser Gruppe ein Protokoll verfasste, das eventuell einer späteren wissenschaftlichen Publikation dienen könnte. An dieser Gruppe nahm ich zwei Jahre lang als »beobachtender Protokollant« teil und erweiterte auf diese Weise meine Kenntnisse über gruppenanalytische Prozesse.

Das Aufwachsen »neben der Couch« hatte also nicht nur die erwähnte negative Seite meiner Kindheit, sondern auch eine positive. So lernte ich von klein auf Psychoanalytiker*innen kennen, und zwar als *Menschen*. Ich konnte in all den Jahren in die Gesichter derjenigen blicken, die sonst hinter der Couch Platz nahmen, Bücher verfassten oder Ämter innehatten.

Vielen der heutigen Generation mögen diese Namen nicht mehr viel sagen, andere werden vielleicht aus Publikationen bekannt sein, aber ich möchte doch einige von diesen Psychoanalytiker*innen und Gruppenanalytiker*innen kurz erwähnen, besonders solche, die auch mit der Entwicklung der Gruppenana-

lyse in Deutschland verbunden sind: die Frankfurter Hermann Argelander und Lutz Rosenkötter, der Tübinger Wolfgang Loch, die Hamburger Ulrich Ehebald und Wulf-Volker Lindner, die Heidelberger Helm Stierlin und Helmut Thomä, der Niederländer Walter Goudsmit, die Schweizer Paul Parin, Fritz Morgenthauer und der allzu früh verstorbene Fritz Meerwein – für mich bis heute *die* psychoanalytische Integrität in Person. Zu Gast in meinem Elternhaus bzw. in dem von meinem Vater mitbegründeten Psychoanalytischen Seminar Freiburg waren auch die Kölner Peter Fürstenau, damals noch Gießen, Friedbert Heger, Carl Klüwer, Edeltrud Meistermann-Seeger, Willi Schuhmacher und Ernst Specht. Ihnen sollte ich viele Jahre später nach meiner Übersiedlung nach Aachen 1982 in der Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Köln-Düsseldorf wiederbegegnen; darüber hinaus: Horst-Eberhard Richter, Gießen, und Peter Kutter, Eugen Mahler und Michael Lukas Moeller, Frankfurt a. M. Da auf diese Weise Psychoanalytiker*innen für mich nie zu »Göttern« wurden, sondern mir immer als »Menschen« begegneten, war bei mir später auch keine »Götterdämmerung« notwendig.

Eine besondere Gruppenerfahrung meiner jungen Erwachsenenzeit war die Begegnung mit dem ökumenischen Männerorden Communauté de Taizé. An Pfingsten 1972 fuhr eine Gruppe von ungefähr dreißig Studierenden nach Taizé, was von der Katholischen Hochschulgemeinde Freiburg organisiert wurde. Angeregt durch die bewegenden Gemeinschaftserfahrungen dort, bildeten wir anschließend in Freiburg einen »Taizé-Kreis«. Dieser traf sich jeden Mittwoch zu einem halbstündigen Gebet in der Kapelle der Hochschulgemeinde und anschließendem geselligen Zusammensein mit Kaffee. Für manche hatte die Gruppe eine *haltgebende* Funktion und »trug« auch Menschen mit mehr oder minder großen persönlichen Konflikten und Problemen. Solange ich in Freiburg war, nahm ich so oft wie möglich an diesen Gruppentreffen teil. Wie prägend diese Erfahrung war, zeigt sich auch darin, dass wir bis heute regelmäßige Treffen in Freiburg veranstalteten; zum 50-jährigen Bestehen des Kreises 2022 kamen etwa 25 ehemalige Teilnehmer*innen der ersten Taizé-Fahrt zusammen. Zur Vorbereitung einer späteren eigenen gruppenanalytischen Tätigkeit nahm ich gegen Ende meines Studiums außerdem ganz bewusst an außeruniversitären, z. B. kirchlichen, »Arbeitsgruppen« teil, um gruppendynamische Prozesse an »normalen« Menschen beobachten zu lernen.

Nach Abschluss meines Psychologiestudiums 1973 wurde ich Assistent am Lehrstuhl für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie bei Professor Dr. Johannes Cremerius in Freiburg. Zusammen mit einer erfahrenen Kollegin aus der Psychiatrischen Klinik und einem erfahrenen Kollegen vom Lehrstuhl bauten wir zwischen 1973 und 1975 in der Psychiatrischen Klinik die

sogenannte »Borderline-Station« auf, wo wir schwer und früh gestörte und Borderline-Patient*innen behandelten. Zentrales therapeutisches Element war die »stationäre Gruppenpsychotherapie«, die wir zu dritt leiteten, was eine ungeheuer lehrreiche Erfahrung für mich als Berufsanfänger war. Durch die regelmäßige wöchentliche Supervision unserer Gruppenarbeit durch unseren damaligen Oberarzt Sven Olaf Hoffmann wurde dies noch verstärkt.

Ein Zwischenbericht über diese Station stellte dann nach meinem Buch (Auchter 1973) auch meine erste wissenschaftliche Publikation in einer Fachzeitschrift dar (Arfsten et al., 1975). Hinzu kam ein eingehendes einschlägiges Studium der Fachliteratur, u. a. Argelander (1972); Battegay (1979, 1989); Bion (1961/1971); Le Bon (1895/2009); Brocher (1967/1971); Foulkes (1974, 1978); Gfäller und Leutz (2004); Grinberg, Langer und Rodriguez (1960); Grotjahn (1979); Heigl-Evers (1972); Heising und Wolff (1976); Kadis, Krasner, Weiner, Winick und Foulkes (1982); Kemper (1959/1971); Kutter (1976); Preuss (1972); Richter (1972) und Sandner (1978).

Meine vielfältigen persönlichen Gruppenerfahrungen trugen sowohl zu meinem *persönlichen* als auch zu meinem *psychoanalytischen* und *gruppenanalytischen* Selbstverständnis maßgeblich bei. Der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber (1957) formulierte das knapp und treffend: »Der Mensch wird am Du zum Ich.«

1974 begann ich meine psychoanalytische Ausbildung am Psychoanalytischen Seminar Freiburg (DPV/IPA). 1975 wechselte ich von der Klinik zur Psychotherapeutischen Beratungsstelle für Studenten der Universität Freiburg, die von der Psychoanalytikerin Erika Krejci geleitet wurde. Alle dort Tätigen befanden sich in psychoanalytischer Ausbildung. Neben Erstgesprächen, Beratungen und Einzelpsychotherapien lag auch hier ein Schwerpunkt in der Gruppenpsychotherapie. Zunächst war ich fast ein Jahr lang »stiller Beobachter« in der Gruppe eines erfahrenen Kollegen. Besonders durch die regelmäßige Nachbesprechung der Gruppensitzungen mit diesem Kollegen konnte ich meine Wahrnehmung von Gruppenprozessen weiterverbessern.

1976, nach 28 Jahren, war ich endlich am Ziel meiner (kindlichen) Wünsche und leitete zum ersten Mal allein eine Psychotherapiegruppe. Bis zum Ende meiner Tätigkeit in der Beratungsstelle 1982 betreute ich in der Regel zwei Therapiegruppen. Diese Arbeit wurde in den regelmäßigen wöchentlichen Interventionen im Team kritisch begleitet und gefördert.

Obwohl ich bis zu diesem Zeitpunkt keine formale Gruppenpsychotherapieausbildung absolviert hatte (die es damals auch noch gar nicht gab, denn erst 1979 wurden die »Richtlinien für die Weiterbildung in analytischer Gruppenpsychotherapie« verabschiedet), wurde ich 1977 als außerordentliches Mitglied

in die Sektion »Analytische Gruppentherapie« (AG) im DAGG (seit 2011: D3G) aufgenommen. Zuvor hatte ich bei einem der damals führenden Mitglieder der Sektion AG, nämlich Peter Kutter, im Rahmen eines Seminars eine Gruppe supervidieren lassen.

Der DAGG war 1967 als Zusammenschluss verschiedener nichtanalytischer und analytischer Gruppentherapeut*innen und Gruppendynamiker*innen gegründet worden. 1978 zählte die Sektion »Analytische Gruppentherapie« im DAGG 150 ordentliche und 34 außerordentliche Mitglieder. Seit dieser Zeit nahm ich an Veranstaltungen und Tagungen der Sektion teil. Damals herrschte in der sonstigen »reinen« und »klassischen« psychoanalytischen Community gegenüber der Gruppenanalyse noch weitgehend Skepsis und Voreingenommenheit.

Nach dem Abschluss meiner psychoanalytischen Ausbildung 1980 wurde ich als »ordentliches Mitglied« in die Sektion aufgenommen. Das war seinerzeit so gekoppelt. Im Jahre 2000 erhielt ich von der Sektion AG die »Beauftragung mit Gruppenlehranalysen« und damit die formale Berechtigung, im Rahmen der Weiterbildung in tiefenpsychologisch fundierter und analytischer Gruppenpsychotherapie als Gruppenlehranalytiker und Gruppensupervisor tätig zu werden.

Meine Begeisterung und mein Engagement für die psychoanalytische Gruppenpsychotherapie manifestierte sich auch darin, dass ich bald nach Abschluss meiner Ausbildung am Psychoanalytischen Seminar Freiburg im Sommersemester 1981 ein Seminar zur »Einführung in die analytische Gruppenpsychotherapie« anbot. Mit einer psychiatrischen Kollegin zusammen gründete ich 1979 in Freiburg eine Balintgruppe für Theologen (Seelsorger der katholischen und der evangelischen Kirche), die wir bis zu meinem Wegzug nach Aachen 1982 regelmäßig durchführten.

Gruppen im Erwachsenenalter

Nach meiner Übersiedlung nach Aachen 1982 und der Eröffnung meiner eigenen Praxis stand ich vor der Frage, wie ich dort der hohen Nachfrage nach analytischer Psychotherapie am ehesten gerecht werden könnte. Ich fand es seinerzeit unsozial und unverantwortlich, mich für Jahre mit acht bis zehn Patienten vierstündig hinter meine Couch zurückzuziehen. Außerdem hatte ich während meiner Ausbildungszeit in der Beratungsstelle erfahren, welche analytischen Prozesse auch in ein- und zweistündigen analytischen Psychotherapien in Gang kommen und welche therapeutischen Effekte mittels einer Behandlung durch

analytische Gruppenpsychotherapie erzielt werden können. So begann ich auch in Aachen bald mit analytischen Gruppentherapien und führte meist zwei, bisweilen sogar drei Gruppen gleichzeitig durch.

Da ich es aus meiner Tätigkeit in der Beratungsstelle gewohnt war, mit »offenen« bzw. »halboffenen Gruppen« therapeutisch zu arbeiten, übertrug ich dies auch in meine neue Praxis. Sehr bald aber stellte ich fest, dass die Gruppen durch diesen Modus zu stark und zu häufig mit »Abschied und Neubeginn« (Balint) beschäftigt waren und darüber die eigentlichen Probleme und Konflikte in den Hintergrund gerieten. So wechselte ich nach vier Jahren in den Modus der »geschlossenen Gruppe«. Die Vorbereitungszeit einer neuen Gruppe wurde dadurch natürlich etwas länger, aber der Fokus lag von da an mehr auf den »wahren« Problemen der Gruppenteilnehmenden.

Für die Auswahl der Gruppenpatient*innen gab es für mich bestimmte Kriterien: *Heterogenität* vor Homogenität, möglichst *Parität* der Geschlechter, Heterogenität des *Alters* (ca. 20–60 Jahre), Heterogenität von *Symptomatik* und *Pathologie*, Patient*innen mit einer *Selbst(wert)problematik* können vom Beziehungsgeschehen in einer *geschützten* Gruppensituation profitieren und Patient*innen mit vorherrschender *Beziehungsproblematik* diese in der In-vivo-Situation der Gruppe gut bearbeiten. Beziehungsfähige Patient*innen mit anderen Problemen können die Gruppensituation nutzen und ihre Gruppenkompetenzen anderen Gruppenteilnehmenden zur Verfügung stellen. Einzelkinder konnten nachträglich eine »Geschwistererfahrung« machen, Geschwisterkinder solche bearbeiten. Ausschlusskriterien im Rahmen der ambulanten Gruppentherapie sind für mich floride Abhängigkeitserkrankungen (Drogen, Alkohol u. a.).

Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass alle, die zu mir in Einzel- oder Gruppentherapie kommen, auf der einen Seite wegen bestimmter Schwierigkeiten, Probleme, Symptome und ihrem *Leidensdruck* eine Therapie suchen, auf der anderen Seite aber auch bestimmte *Stärken* und *Fähigkeiten* mitbringen. Diese *Kompetenzen* (*Ressourcen*) können die Gruppenmitglieder im Verlauf des Gruppenprozesses einander *wechselseitig* zur Verfügung stellen. Davon kann jedes Gruppenmitglied profitieren. Auf diese Weise kann es zu einer *gegenseitigen Bereicherung* kommen.

Argelander versteht Gruppenanalyse wesentlich als »Therapie der Gruppe« als ein *Ganzes*, als »Gestalt [...], gelenkt von einer gemeinsamen Phantasie« (1972, S. 42). Kutter plädiert dagegen für eine »Mischform [... von] Therapie des Einzelnen in der Gruppe und [...] Therapie der Gruppe durch die Gruppe« (1976, S. 19). In meiner langjährigen Praxis verstand ich Gruppenanalyse auch immer sowohl als Therapie der Gruppe als Ganzes als auch als Therapie des Einzelnen in der Gruppe.

Gruppentherapeut*innen sind nicht die »Macher«, sondern die »Entwicklungshelfer« (Winnicott, Brief an J. D. Collison 10.3.1969, zit. n. Rodman, 1987, S. 186), »facilitators« (Winnicott, zit. n. Phillips, 1988, S. 144) des Gruppenprozesses und des Entwicklungs- bzw. Nachreifungsprozesses der einzelnen Gruppenteilnehmenden. Dementsprechend verstehe ich den Therapeuten bzw. die Therapeutin als »Moderator*in« bzw. »Katalysator*in« der Gruppe. Aber sie sind sicher nicht die »Gurus«, die alles wissen. Sie bestimmen nicht das Thema der Sitzung oder wer, wann, was oder wie viel sagt. Diese ganze »Organisation« kann die Gruppe selbst übernehmen, und das tut sie auch. Das weiß ich aus meiner langjährigen Erfahrung mit Gruppen. Eines meiner Mottos – sowohl für die Einzel- als auch für die Gruppentherapie – lautet: »Ich nehme meinen Patient*innen nichts ab, was sie selbst können.«

Dafür benötigt die Gruppe einen stabilen, verlässlichen und sicheren *Rahmen*, innerhalb dessen auch der Zugang zum Raum der beängstigenden und schmerzhaften ungelösten Probleme und Konflikte der Gruppenteilnehmenden, »Containing«, möglich wird. Dazu gehören: regelmäßige Teilnahme, rechtzeitige Absage bei Nichtkommen, Pünktlichkeit, präziser Beginn und präzises Ende jeder Sitzung. Für die Einhaltung der *Rahmenbedingungen* sind die Patient*innen verantwortlich, die Therapeut*innen jedoch zuständig.

Bei einer Gruppentherapie müssen die Patient*innen einerseits jede Sitzung mit sieben bis neun anderen Gruppenmitgliedern *teilen*. Andererseits haben sie neben dem Gruppentherapeuten, der Gruppentherapeutin gewissermaßen noch *sieben bis neun Co-Therapeuten*. Also sieben bis neun Menschen mit Augen, Ohren und Fühlen, die reagieren und *Resonanz* bieten können. Das bedeutet gegenüber der Einzelpsychotherapie eine entscheidende Erweiterung und Bereicherung des therapeutischen Geschehens.

Auch wenn nach den neuen Psychotherapierichtlinien bei denselben Patient*innen eine *parallele* Behandlung in Gruppen- und Einzeltherapie möglich ist, praktiziere ich das nicht. Nach meiner Auffassung ist Gruppenpsychotherapie kompliziert und anspruchsvoll genug. Durch eine parallele Einzelbehandlung werden zusätzliche Probleme geschaffen, die überflüssig sind, wie Rivalitäten, Konkurrenzen, Bevorzugungen, Benachteiligungen.

Nur in absoluten Notfällen – und nur mit *Transparenz* gegenüber der Gruppe – bin ich zu einem Einzelgespräch bereit, denn die gesamte Psychodynamik sollte sich meiner Meinung nach *in der Gruppe* abspielen. Über solche Einzelsitzungen informiert der Patient, die Patientin vorher oder nachher die Gruppe.

Schon in den Vorgesprächen, aber noch einmal ausdrücklich in der ersten Sitzung betone ich die »therapeutische Schweigepflicht« über alles, was in der

Gruppe gesprochen wird. Ich hebe ausdrücklich den Zusammenhang zwischen der diesbezüglichen *Sicherheit* und dem Aufbau gegenseitigen *Vertrauens* hervor, das nötig ist, um sich auch an ganz empfindliche, schmerzliche, verwundbare und angstbesetzte Seiten des eigenen Selbst heranzuwagen und diese mit den anderen zu teilen.

Zum Thema »Gruppenselbsterfahrung« in der Ausbildung möchte ich Folgendes bemerken: Ich halte die »reine« Gruppenselbsterfahrung weder in der Ausbildung zur Einzelpsychotherapeut*in noch in der zur Gruppenpsychotherapeut*in für ein sinnvolles Instrument. Die Gruppenselbsterfahrung bietet den Teilnehmenden grundsätzlich die Möglichkeit, sich – im Gegensatz zu der vom Leidensdruck begründeten *therapeutischen* Situation – hinter der »Selbsterfahrung« zu verstecken. Wie oft habe ich von Teilnehmenden derartiger Selbsterfahrungen gehört, dass sie nur die geforderten Sitzungen »abgerissen« hätten, um an die entsprechende Bescheinigung zu gelangen. Darüber hinaus dürfte es im Kolleg*innenkreis – vor allem wenn man sich beruflich kennt – bisweilen nicht einfach sein, sich so offen wie notwendig in der Selbsterfahrungsgruppe zu präsentieren. Völlig ausgeschlossen ist das, wenn die Selbsterfahrung dann noch im Rahmen der eigenen Institution stattfindet, was vorkommt. Sicher berechtigt wird hier die Frage aufgeworfen, ob und inwieweit in der Gruppenselbsterfahrung die Schweigepflicht gewährleistet ist.

Insofern habe ich zu keiner Zeit reine Selbsterfahrungsgruppen angeboten. Wenn Kolleg*innen mit einem solchen Wunsch an mich herantraten, habe ich meine Bedenken geäußert und angeboten, an einer ganz »normalen« analytischen Gruppe bei mir teilzunehmen. Diese Empfehlung wurde mehrfach genutzt. Natürlich gab es auch dabei Kolleg*innen, die sich nur in bestimmten Grenzen auf den Gruppenprozess eingelassen und entsprechend weniger davon profitiert haben. Die Mehrzahl von ihnen aber erlebte und verhielt sich wie »normale« Gruppenteilnehmende mit entsprechendem Gewinn. Darüber hinaus waren unter den Patient*innen, die sich bei mir einer gruppenanalytischen Behandlung unterzogen, natürlich immer wieder auch Ärzte und Ärztinnen. Die meisten von ihnen bestätigten der Gruppe und mir am Ende, wie sehr sie nicht nur persönlich, sondern auch professionell dadurch bereichert worden seien.

Da die Begeisterung für die Gruppentherapie vonseiten der Patient*innen seit den 1980er Jahren immer mehr abnahm, reduzierte sich meine diesbezügliche Betätigung letztlich auf eine Gruppe pro Woche. 2022 habe ich aus Altersgründen meine Tätigkeit als Gruppenanalytiker aufgegeben.

In meiner Zeit als Gruppenanalytiker arbeitete ich Anfang der 2000er Jahre zweimal jeweils mit einer Co-Gruppenleiterin zusammen. Die beiden befanden sich in der Ausbildung zur Gruppenpsychotherapeutin, und ich leitete jeweils

eine Gruppe von Anfang bis Ende mit ihnen zusammen. Das war für beide Seiten eine Win-win-Situation. Die Psychotherapeutinnen profitierten von meiner gruppenanalytischen Kompetenz, und ich hatte direkt nach jeder Sitzung die Möglichkeit einer gemeinsamen professionellen Rückschau auf den Verlauf des Gruppenprozesses.

Psychoanalytische Ausbildung

Meine psychoanalytische Ausbildung absolvierte ich zwischen 1974 und 1980 an dem relativ liberalen Psychoanalytischen Seminar Freiburg (DPV/IPA). Bei meinem Eintritt in die Psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft Köln-Düsseldorf (DPV/IPA) 1982 erlebte ich meinen »psychoanalytischen Kulturschock«. Hier traf ich auf eine mir völlig ungewohnte, total autoritär-hierarchisch organisierte psychoanalytische Kultur, in der fast ausschließlich die Lehranalytiker*innen das Wort ergriffen und »etwas zu sagen hatten« und die meisten Ausbildungsteilnehmenden, -kandidat*innen und Mitglieder sich durch timides Schweigen auszeichneten.

Da ich meine psychoanalytische Ausbildung relativ jung begonnen und mit 32 Jahren früh abgeschlossen hatte, waren überdies die meisten Ausbildungskandidat*innen in Köln älter als ich »außerordentliches Mitglied« der DPV (Deutsche Psychoanalytische Vereinigung), was die Situation nicht einfacher machte.

Von Freiburg war ich es gewohnt, offen zu sprechen und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und so praktizierte ich das auch in dem neuen Institut. Das trug sicher mit dazu bei, dass Manfred Schmidt und ich 1985 als außerordentliche Mitglieder von der Mitgliedschaft in den örtlichen Ausbildungsausschuss (öAA) der Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Köln/Düsseldorf (PsAGKD) gewählt wurden. Die Väter und Mütter der Satzung und Geschäftsordnung der PsAGKD hatten 1974 die Möglichkeit, dass nicht nur ordentliche, sondern auch außerordentliche Mitglieder der DPV in den öAA gewählt werden können, weitestgehend in der Geschäftsordnung der AG (§ 4) festgeschrieben. Alle Plätze im öAA waren allerdings bis 1985 *ausschließlich* unter den Lehranalytiker*innen zirkuliert. Und mit diesem »Generationenkonflikt« begannen die (jahrzehntelangen) Spannungen und die Spaltung in der Großgruppe der Arbeitsgemeinschaft. Auch nach dem Aussterben der ursprünglichen Protagonist*innen setzte sich die Spaltung, immer wieder neu aufflammend, für 33 Jahre bis 2020 fort.

Die Streitigkeiten vor allem auf der Führungsebene der PsAGKD führten aber auch zu einer Reihe von kreativen Gruppenaktivitäten der Mitglieder ab

Mitte der 1980er Jahre. Nicht nur in der großen Politik, sondern auch in der Arbeitsgemeinschaft begann ein »demokratischer Aufbruch« (»Wir sind das Volk«). So bereitete eine Arbeitsgruppe, der auch ich angehörte, am 7. Mai 1986 in Anlehnung an die »Mittwochsgesellschaft« der frühen Psychoanalyse in Wien einen »Jour fixe« für alle Angehörigen der PsAKD vor, die sich immer am ersten Mittwoch im Monat zu einer zwanglosen Begegnung unter einem bestimmten Thema trafen. Dieser Jour fixe fand mindestens bis 1991 regelmäßig statt.

Im Herbst 1986 machte eine Gruppe von Angehörigen der PsAKD unter Leitung von Horst Brodbeck eine Reise nach London. Wir besuchten u. a. die Tavistock Clinic, den letzten Wohnort von Sigmund Freud Maresfield Gardens und seine Grabstätte auf dem Highgate Cemetery.

1987 begannen Thomas Hartung und ich (1989 gesellten sich Gerd Schmitthüsen und Michael Steinbrecher hinzu) mit den Übungen zum Schreiben von Fallberichten als Hilfestellung für die Kandidat*innen. Verstärkt durch weitere Kolleg*innen, existiert diese Übung bis heute.

Anfang 1990 gab es aufgrund von Vorschlägen aus der Kandidatenschaft eine Initiative, für die Ausbildungskandidat*innen und -teilnehmenden eine »Tutorenschaft« durch Mitglieder der PsAKD einzurichten. 1990 wurde per Beschluss der Mitgliederversammlung die Funktion von Tutor*innen für die Kandidat*innen eingeführt. Zwölf Mitglieder, die aus Abstinenzgründen keine Lehranalytiker*innen waren, stellten sich dafür zur Verfügung. Dieser Vorschlag wurde von der damaligen Leiterin des öAA von Beginn an mit Skepsis betrachtet – und bekämpft. Die Initiative hatte das Ziel einer intensiveren Zusammenarbeit (Solidarität) innerhalb der Gruppe der Angehörigen der Arbeitsgemeinschaft und einer Unterstützung der Ausbildungsteilnehmenden und Ausbildungskandidat*innen (Subsidiarität).

1990 bereitete eine Arbeitsgruppe, bestehend aus Rainer Kaus, Elisabeth Lienert, Laura Viviana Strauss und mir, ein Projekt »Leben nach Auschwitz« vor. Am 20. Januar 1991 wurde in Anwesenheit des Dokumentarfilmers Karl Fruchtmann der Film »Ein einfacher Mensch« vorgeführt und durch einschlägige Vorträge ergänzt.

1987 setzte ich mich in einem »Psyche«-Artikel mit der Psychoanalyse der Friedlosigkeit auseinander (Auchter, 1987). Da ich weder bereit noch willig war, mich an weiteren Parteiungen und Feindseligkeiten der PsAGKD zu beteiligen, suchte ich nach der Spaltung 1988 nach einer »Nische« zum mentalen Überleben. Diese fand ich in der Person von Donald W. Winnicott (Auchter, 2002), dem ich erstmals schon in meiner »Borderline-Zeit« in Freiburg Anfang der 1970er Jahre als Assistent am Lehrstuhl für Psychotherapie und Psychosomatik auf der Borderline-Station der Psychiatrischen Universitätsklinik begegnet war.

In den Folgejahren ab 1988 setzte ich mich intensiv mit Winnicotts Werk auseinander, woraus eine ganze Reihe von Veröffentlichungen (Auchter, 1989–2024) resultierten. Winnicott selbst geriet ja in den 1930er/1940er Jahren in die Spannungen der Kontroverse um Melanie Klein und Anna Freud und suchte sich in der sogenannten »*middle group*« einen »sicheren Ort im Abseits« (Brückner, 1980). Ich bildete also gewissermaßen meine »persönliche *middle group*«.

Mit der Spaltung der PsAGKD war auch mein Plan, zunächst die ordentliche Mitgliedschaft der DPV anzustreben, um später selbst Lehranalytiker zu werden, zunächst auf Eis gelegt. Allerdings wollte ich mir selbst beweisen, dass ich die Fähigkeit zur ordentlichen Mitgliedschaft besitze. Deshalb bewarb ich mich 1995 mit einer Arbeit über Winnicotts Vorstellungen über Psychotherapie um dieselbe (Auchter, 1995). Entgegen den Gepflogenheiten setzte ich mich bei der Mitgliederversammlung der Frühjahrstagung der DPV 1995 in Heidelberg in die hinteren Reihen, um die Diskussion um meine Arbeit und meine Person zu verfolgen. Zu meinem Leidwesen fand jedoch überhaupt keine Diskussion statt. Es wurde einfach über den Antrag abgestimmt – und ich war ordentliches Mitglied der DPV!

2004 begann in der Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Köln-Düsseldorf der Ausbildungszweig »Analytische und tiefenpsychologisch fundierte Gruppentherapie«, an der ich mich von Beginn an regelmäßig aktiv beteilig(t)e. Unter anderem durch Vorträge wie »Zur Geschichte der Gruppentherapie und Gruppenanalyse«, »Massenpsychologie und Ich-Analyse 85 Jahre später«, »Wie eine Gruppe wird. Anfänge einer Gruppentherapie« oder »Gruppe und Tod. Trauer und Kreativität am Ende einer Gruppentherapie«. Mein Wissen und meine Erfahrungen als Gruppenanalytiker waren mir auch in meiner Tätigkeit als Dozent und Vortragender und bei der Leitung von Seminaren und Wochenendtagungen mit Gruppen und Großgruppen immer sehr hilfreich.

Gruppe und Tod

Wie alles in unserem Leben hat auch jede Gruppe ein Ende. Unser »Lebenstrieb« aber will das nicht wahrhaben und kämpft deswegen gegen den »Tod« (Auchter, 2019b). Eine potenziell unendliche Slow-open-Gruppe vermittelt die Illusion von Unsterblichkeit. Gemäß dem Realitätsprinzip aber symbolisiert nach meiner Auffassung die geschlossene Gruppe mit einem eindeutigen Anfang und einem eindeutigen Ende mehr die Wirklichkeit. Insofern bereitet sie auf die Begrenztheit allen Seins und den »Tod« vor. Das macht auch der Traum der 24-jährigen Studentin, Frau G., am Ende einer zweijährigen Gruppentherapie

deutlich, der in einem Rückblick die Herausforderung, aber auch das Gelingen einer gruppentherapeutischen Erfahrung darstellt:

Es war am Montag vor unserer Sitzung. Wir (alle Gruppenmitglieder) gehen in einem Wäldchen spazieren. Dann kommen wir zu einem Sanatorium, das von einem Chefarzt geleitet wird. Wir gehen durch verschiedene Gänge auf eine Empore. Von dieser können wir ziemlich tief hinabsehen, in einen großen Raum. Verknüpfte Seile führen hinunter, wie die Takelage eines Segelschiffs. Auf der Empore steht ein Telefon, das läutet. Wir nehmen den Hörer ab und hören eine Stimme wie von einem Anrufbeantworter. Diese Stimme erklärt jedem Einzelnen seinen Weg nach unten. Dann beginnen wir hinabzuklettern. Wir kommen alle sicher auf dem Boden an. Dann ist es zu spät, die Gruppenstunde ist vorbei. Wir kommen nicht mehr hin.

Ähnlich der »Endtraum« von Frau S. (50 Jahre) in der Nacht vor der letzten Gruppensitzung einer fünffährigen Gruppentherapie. Er macht die unvermeidliche Vorläufigkeit und Begrenztheit gruppentherapeutischer Erfahrung deutlich:

Ich bin in einem Raum und packe einen Rucksack aus. Da sind alle möglichen Sachen drin. Ganz unten im Rucksack entdecke ich zwei Päckchen, die ich öffne. In dem einen erblicke ich einen Ring, in dem anderen eine Halskette. Beide finde ich sehr schön, sie gefallen mir gut. Dann entdecke ich in dem Rucksack noch einen zerknüllten Zettel, auf dem etwas geschrieben steht. Ich versuche, ihn zu glätten, um ihn lesen zu können. Da wache ich auf. Ich finde es schade, dass ich nun nicht weiß, was auf dem Zettel stand.

Ich verstehe diesen Traum als einen Rückblick auf ihren gruppentherapeutischen Prozess. Sie hat einen Rucksack ausgepackt, in dem viele Lasten steckten, aber auch sehr schöne Dinge, die sie schmücken können. Auch nach so langer Therapie bleibt aber ein *Rest* unverstanden und ungelöst. Er wird durch den zerknüllten Zettel symbolisiert. Bevor sie ihn lesen kann, wacht sie auf. Die Therapie ist zu Ende.

Lassen Sie mich meine Gedanken abschließen mit einer besonderen Erfahrung in meiner gruppenanalytischen Tätigkeit, nämlich dem Tod eines Gruppenmitglieds während einer laufenden Gruppentherapie. Die Gruppe, aus der ich zwei Passagen mitteilen möchte, bestand seit viereinhalb Jahren, zunächst aus acht Teilnehmenden, nach dem Ausscheiden der beiden ärztlichen Selbsterfahrungsteilnehmer nach zweieinhalb Jahren aus sechs Gruppenmitgliedern. Das Gruppenende der geschlossenen Gruppe war für den April des darauffolgenden Jahres geplant, der »Tod der Gruppe« stand also bevor.